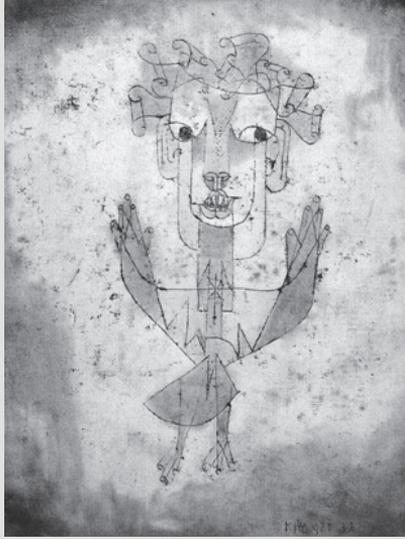


Jürgen Nielsen-Sikora

Das Ende der Barbarei

Essay über Europa



Geschichte

SGEI – SHEI – EHIE

Franz Steiner Verlag



Jürgen Nielsen-Sikora
Das Ende der Barbarei

STUDIEN ZUR GESCHICHTE
DER EUROPÄISCHEN
INTEGRATION (SGEI)

STUDIES ON THE HISTORY
OF EUROPEAN
INTEGRATION (SHEI)

ÉTUDES SUR L'HISTOIRE
DE L'INTÉGRATION
EUROPÉENNE (EHIE)

Nr. 20

Herausgegeben von / Edited by /
Dirigé par Jürgen Elvert

In Verbindung mit / In cooperation with /
En coopération avec
Charles Barthel / Jan-Willem Brouwer /
Eric Bussière / Antonio Costa Pinto / Desmond
Dinan / Michel Dumoulin / Michael Gehler /
Brian Girvin / Wolf D. Gruner / Wolfram
Kaiser / Laura Kolbe / Johnny Laursen /
Wilfried Loth / Piers Ludlow / Maria Grazia
Melchionni / Enrique Moradiellos Garcia / Sylvain
Schirmann / Antonio Varsori / Tatiana Zonova

Jürgen Nielsen-Sikora

Das Ende der Barbarei

Essay über Europa



Franz Steiner Verlag

Umschlagabbildung:

Paul Klee, *Angelus Novus* 1920. Aquarellierte
Zeichnung, 31,8 cm × 24,2 cm, Israel-Museum,
Jerusalem

Bibliografische Information der Deutschen National-
bibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-515-10261-2

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen
des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck,
Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie
für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2012

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Druck: Laupp & Göbel GmbH, Nehren

Printed in Germany

Klaus Servene, dem unermüdlichen Europäer

INHALT

Vorwort	7
---------------	---

Erster Teil

I Dem Abgrund so nah. Moderne Ursprünge der europäischen Idee in den 1820er Jahren	9
II Die Wiederentdeckung des Menschen in der Zwischenkriegszeit	17
1. Zur allgemeinen politischen Stimmung	17
2. Den Menschen wiederfinden. Walter Benjamins Lektüre der Moderne und die Frage nach dem Neubeginn europäischer Geschichte	22
3. Die europäische Geschichte neu denken. Benjamins Historismus-Kritik	30
III Vom Leben des Geistes nach dem Zweiten Weltkrieg	35
1. Die historische Ausgangssituation: Europa nach dem Völkermord an den europäischen Juden	35
2. Europas totalitäre Versuchungen	41
3. Nach dem Krieg: Die Politik Europas neu denken. Hannah Arendts philosophisches Vermächtnis	46
IV Europawissenschaft	59
1. Prolog: Im Anfang war die Macht. Europa denken im Zeitalter postdemokratischer Politik	59
2. Wissenschaftliche Narrative	65
V Europäische Kultur und Europäische Identitäten nach 1989	78
1. Was ist (europäische) Kultur?	78
2. Die Geburt der Identität aus dem Geist der Freundschaft	85

Zweiter Teil

I Europa neu denken	89
II Die Suche nach Antworten	97
III Europas Verantwortung	103
IV Über Europa schreiben	106
V Kulturelle oder ökonomische Identität Europas?	110
VI Europas Wandel mitgestalten	116
Epilog	122

Anhang

Summary	123
Résumé	127
Literatur	131
Personenregister	143

Vorwort

Der rumänische Schriftsteller Matei Vişniec suchte im Juli 2007, gut 50 Jahre nach Unterzeichnung der römischen Verträge, in der Tageszeitung *România libera* nach einem Fundament Europas und fand es in den übereinander liegenden Schichten der europäischen Toten.¹ Wo in Europa gegraben würde, fänden sich Gebeine. Die Toten, so Vişniec, seien eine Botschaft für die nachfolgenden Generationen in Europa.

Die Kriegstoten und Massengräber sind Dispositive der europäischen Geschichte: „Es ist das Sterben am Wegesrand, in der Panzerschlacht, in der Namenlosigkeit und Wegelosigkeit, in den brennenden Städten weit unten.“²

Dieser Gedanke ist diskussionswürdig. Ich werde ihn auf den folgenden Seiten aufgreifen und argumentieren, die moderne europäische Idee habe sich aus der Botschaft der europäischen Kriegstoten und aus dem Geist der unmittelbaren Nachkriegszeiten entwickelt. Diese Zeiten waren geprägt von dem Versuch, der allgemeinen Sprachlosigkeit angesichts der Barbarei auf Europas Schlachtfeldern eine zukunftssträchtige politische Vision entgegenzusetzen. Dem ewigen Kreislauf einer Vorbereitung auf den kommenden Krieg, dem Wettrüsten und Wiederaufrüsten sollte eine ernsthafte zivilgesellschaftliche und politische Alternative namens Europa Abhilfe verschaffen. Als Basis des neuen Europa galt in den Jahren nach dem Krieg der politische Dialog, mehr oder weniger erfolgreich geführt nachdem die Schlachtfelder gesäubert waren.

Im Spätsommer 1933 schrieb Heinrich Mann, die Ursache der vorangegangenen Kriege in Europa sei eine Verschwörung des Staates mit den Konzernen gewesen. Die Diagnose Manns war mehr als eine Ahnung dessen, was auf Europa in den Folgejahren zukam. Paradoxerweise konnte ausgerechnet eine neuerliche Verschwörung von Staaten und Wirtschaft nach 1945 für einigermaßen stabile Verhältnisse in Europa sorgen. Denn die politischen Prämissen hatten sich radikal geändert. Dies bedeutet, dass nicht die Verschwörung als solche Ursache von Kriegen ist, sondern die Qualität des Politischen, mit der die Verschwörung die gesellschaftliche Bühne betritt. Die Antwort auf den politischen Wandel gab Heinrich Mann selbst:

„Es liegt an Menschen, an ihrer Bereitschaft und ihrem Willen, ob ein Zeitalter der Vernunft anbricht. Der Irrationalismus hatte sich mühelos durchgesetzt, aber die Vernunft siegt nie von selbst; keine selbsttätigen Ursachen führen sie ohne weiteres in das Geschehen ein, sie muss erkämpft werden.“³

Dass auch Vernunft erkämpft werden kann, war die große Hoffnung aller politischen Nachkriegsutopien. Utopie sei jedoch „niemals der Glaube, dass alles Vernünftige auch möglich ist. Utopie ist die Wiedererweckung des Abgelebten.“⁴

1 Matei Vişniec (2007): *Europa si cultura razboiului*. In: www.romanalibera.ro/opinii/comentarii/europa-si-cultura-razboiului-100032.html. Stand: Februar 2012.

2 Karl Schlögel (2003): *Im Raume lesen wir die Zeit*. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. Frankfurt a.M., S. 435.

3 Heinrich Mann (1984): *Der Hass*. Deutsche Zeitgeschichte. Berlin und Weimar. Zuerst 1933.

4 Ebd., S. 37.

Wiedererweckung des Abgelebten: Heinrich Mann sah die Zukunft Europas schon 1933 in einem übernational verbundenen Kontinent, in einer Art europäischem Staatenbund, um den national gefärbten Hass des einen auf den anderen zu überwinden. Doch erst nach dem Kalten Krieg war die jahrzehntelange, politisch-militärische Konfrontation ganzer Weltteile einstweilen vorüber. Nichtsdestotrotz wandelt sich Europa weiter, ohne die Wunden der Geschichte vollkommen heilen zu können, und ohne klar erkennbares Ziel. Die Kriegserfahrungen der älteren Generationen, die die europäischen Erfahrungen der Nachgeborenen während des Kalten Krieges stark prägten, verblassen mit Voranschreiten des 21. Jahrhunderts zusehends. Ein belebendes Narrativ der europäischen Idee ist nicht in Sicht. Zwar gab es neben der Vorstellung vom Ende der Welt, wie wir sie kennen, nach 1989 erstmals eine begründete Hoffnung, die zukunftsorientierten Ordnungsvorstellungen eines vereinten Europa Wirklichkeit werden zu lassen. Doch unzweifelhaft ist Europa als Losung der Nachkriegszeiten selbst zum Synonym für Krisen geworden. Das sah bis zum Ausklang des kurzen 20. Jahrhunderts noch ganz anders aus. Bezeichnenderweise lassen sich zahlreiche Parallelen zwischen der europäischen Idee, wie sie im Kalten Krieg entwickelt wurde, und jener, die bereits im Anschluss an Napoleons Niederlage formuliert worden war, ausmachen. Neben zahlreichen symbolischen Aspekten erschien Europa in beiden Zeitaltern als einzig denkbarer Weg, dem Schrecken des Krieges langfristig zu entkommen: Europa beruht seit dem 19. Jahrhundert auf der Idee, das durch den Krieg verursachte Schweigen politisch zu kompensieren und das Menschliche wiederzuentdecken resp. wiederzubeleben. Nicht zuletzt haben die europäischen Denkwege nach 1945 die Sprachlosigkeit, die insbesondere der Zweite Weltkrieg verursachte, zum Anlass genommen, über die Idee Europa einen Dialog der Kulturen anzubahnen, der den Frieden sichern möge. Daran schließen sich seit dem Ende des Kalten Krieges auch die Europawissenschaften an, die den Erfolg dieses Versuchs aufarbeiten und somit selbst zum Mythos Europa beitragen. Europa war insofern stets zentrales Thema politischer und intellektueller Diskurse in Krisenzeiten und Epochen der Verunsicherung. Bleibt die europäische Idee des gemeinsam gestalteten Kontinents am Ende vielleicht doch die einzig mögliche Antwort auf die Kriegserfahrungen der Moderne?

Das Ende der Barbarei setzt meine Diskussion über das „Europa der Bürger“⁵ fort und erinnert mit Hilfe der Geschichtsphilosophien von Walter Benjamin und Hannah Arendt⁶ daran, dass das europäische Projekt nur dann eine Zukunft hat, wenn sich die Europäer wieder auf die Ursprünge des europäischen Gedankens konzentrieren: Die Einbeziehung des Anderen und die Rückbesinnung auf eine mentalitätsgestaltende Politik, die der voranschreitenden europaweiten Entsolidarisierung entgegentritt.

Die Felder der Geschichte Europas liegen voller Steine, die nutzlos liegen geblieben sind. Der größte Stein, den es zu schleifen gilt, ist das Verhältnis von Politik und Gesellschaft in Europa. Es entscheidet über die weitere Zukunft des europäischen Hauses.

5 Jürgen Nielsen-Sikora (2009): *Europa der Bürger? Anspruch und Wirklichkeit der europäischen Einigung*. Eine Spurensuche. Stuttgart.

6 Dazu: Detlev Schöttker/Erasmus Wizisla (Hg.) (2006): *Arendt und Benjamin: Texte Briefe Dokumente*. Frankfurt a.M.

ERSTER TEIL

I Dem Abgrund so nah. Moderne Ursprünge der europäischen Idee in den 1820er Jahren

Susan Rößner hat in ihrem Buch *Die Geschichte Europas schreiben* darauf verwiesen, dass Europavorstellungen, Europarepräsentationen und die Europahistoriographie stets zufällige und kontingente Ergebnisse zeitigen, die nicht einmal einer europäischen Idee entspringen müssen: Europa war und ist durchaus ein Modethema geschichtswissenschaftlicher Expertise gewesen, so Rößner.¹

Das ist wahr, wenngleich die Utopien, die in diesen Begriff hineinprojiziert worden sind, stets verschiedene waren und insbesondere nach 1945 eine eigene Qualität erlangten. Zumindest bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges schien *Europa* ein nahezu selbstverständlicher, wenig hinterfragter Begriff zu sein: Ge gründet auf souveräne europäische Nationalstaaten, deren ungeheures Machtpotenzial jedoch nicht dazu genutzt wurde, gemeinsame Sache zu machen, geriet der Kontinent und sein zuletzt auf dem Wiener Kongress heraufbeschworenes Gleichgewichtskonzept mit Voranschreiten kolonialer Bestrebungen, mit den zahlreichen Modernisierungsschüben und der Neuordnung der Staaten im 19. Jahrhundert zusehends ins Wanken. Nur solange die von Victor Hugo heraufbeschworenen *Vereinigten Staaten von Europa* eine Leerformel für nationale Politiken war, blieb Europa das – von wenigen Ausnahmen abgesehen – selten ernsthaft hinterfragte und inhaltsleere Regulativ dieser Gleichgewichtspolitik. Dies führte zu der paradoxen Situation, dass sich zwar bereits im 19. Jahrhundert so etwas wie ein europäisches Bewusstsein in breiten Bevölkerungsschichten und auch bei den Eliten nachweisen ließ, allerdings speiste sich dieses aus dem bloßen Zusammenspiel nationalstaatlicher Selbstverständnisse, die in Abgrenzung zur außereuropäischen, kolonialisierten Welt in Anschlag gebracht wurden.

Eine frühe Ausnahme markiert meines Erachtens Conrad Georg Friedrich Elias von Schmidt-Phiseldek (1770-1832). Er gilt als einer der ersten, die an die Emanzipation Nordamerikas praktische Forderungen für Europa knüpften. Nach dem Wiener Kongress wollte der Kantianer und dänische Etatrat die Ordnung der europäischen Völker und der Welt durch ihre Fundierung auf rechtliche Prinzipien sichern.² Denn die napoleonischen Kriege hätten „schwere Erschütterungen“³ hinterlassen. In der „theuer erkaufte Ruhe“ stehe Europa auch nach Napoleons Tod „dem Abgrunde so nahe.“⁴ Die Welt blicke auf die „Trümmer der zerstörten Herrlichkeit Europas.“⁵ Noch immer herrschten Furcht, Besorgnis

1 Susan Rößner (2009): *Die Geschichte Europas schreiben*. Europäische Historiker und ihr Europa bild im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M.

2 Vgl. Friedrich von Schmidt-Phiseldek (1821): *Der europäische Bund*. Kopenhagen

3 Ebd., S. V.

4 Ebd.

5 Ebd., S. VI.

und „Grauen“⁶ und prägten die „Noth unserer Zeit.“⁷ Napoleon habe ein „Gebäude der Europäischen Autokratie“⁸ errichtet. Die „Gräuel dieser Revolution“ und der „Despotismus“⁹ müssten endgültig überwunden werden, schreibt Schmidt-Phiseldek.

Der Philosoph, Historiker, Publizist, Jurist und Beamte wurde am 3. Juli 1770 in Braunschweig geboren und genoss zunächst eine häusliche Erziehung. Ab 1787 besuchte er die protestantisch geprägte Academia Julia Carolina, besser bekannt unter dem Namen: Universität Helmstedt. Die Bildungsanstalt bestand seit 1576, ehe sie auf Anordnung des jüngsten Bruder Napoleons, König Jérôme Bonaparte, 1810 geschlossen wurde. Schmidt-Phiseldek studierte dort bis 1790 Theologie und Philosophie und ging anschließend als Lehrer nach Kopenhagen, wo er bei Konstantin und Friederike Brun,¹⁰ seinerzeit eine der reichsten Familien Dänemarks, unterkam. Bereits zwei Jahre nach seiner Ankunft in Dänemarks Hauptstadt gelang Schmidt-Phiseldek mit Anfang 20 die Promotion. Darüber hinaus erlangte er 1794 auch die dänische Staatsbürgerschaft. Zwischen 1796 und 1798 erschien sein Lehrbuch über Kants theoretische Philosophie mit dem Titel „Philosophiae criticae secundum Kantium expositio systematica“¹¹, in dem er sich darum bemühte, Kants Erkenntnistheorie einem breiten, gebildeten Publikum zugänglich zu machen. Zudem trat er als Herausgeber von Gedichten hervor, verfasste Beiträge in aufklärerischen Zeitschriften und schrieb nicht nur ein Traktat über den Begriff vom Gelde, sondern auch über die Redekunst und das Verhältnis von Europa zu Amerika:

„So wie Europa durch die Folgen der Entdeckung und Kolonisierung von Amerika eine neue Gestalt erhielt, so muß sich auch durch die Emanzipation des letzteren die Gestalt desselben abermals durchaus verändern. Dieses ist der erste Satz, den wir zu entwickeln haben. Wir stützen ihn auf die Behauptung, daß Europa Amerika nicht entbehren könne, wenn es in seiner jetzigen Weise fortexistieren soll, daß ihm aber diese Entbehrung als notwendige Folge der Befreiung des neuen Kontinents unvermeidlich bevorstehe, weil Amerika nicht umgekehrt auch Europas bedarf, mithin die Verbindung mit demselben und die gegenseitige Mitteilung in dem Wege des Handels notwendig aufhören muß.“¹²

Insgesamt über 30 größere Schriften, die sich mit theologischen, ökonomischen, politischen und philosophisch-historischen Themen auseinandersetzen, umfasst das Œuvre jenes Mannes, der zehn Sprachen beherrschte und zahlreiche Ämter innerhalb der dänischen Staatsverwaltung innehatte. Ein „begabter und frucht-

6 Ebd., S. X.

7 Ebd., S. XXI.

8 Ebd., S. 38.

9 Ebd., S. 40.

10 Vgl. Rosa Olbrich (1932): *Die deutsch-dänische Dichterin Friederike Brun: Ein Beitrag zur empfindsam-klassizistischen Stilperiode*. Breslau.

11 Vgl. Paul Zimmermann (1891): *Schmidt-Phiseldek*, Konrad Friedrich von. In: *Allgemeine Deutsche Biographie* Band 32, Leipzig, S. 23 f.

12 Zitiert nach Rolf Hellmut Foerster (1963): *Die Idee Europas 1300–1946*. Quellen zur Geschichte der politischen Einigung. München, hier S. 179.

barer, fast völlig in Vergessenheit geratener Publizist“ nennt ihn der Historiker Heinz Gollwitzer in seiner 1951 veröffentlichten Habilitationsschrift und ergänzt: „In dem merkwürdigen Mann vereinigen sich die Lehre Kants mit Herderschen Anregungen, aufklärerische mit romantischen Ansichten.“¹³

Im Jahre 1802 heiratete dieser *merkwürdige Mann* die Tochter eines Lübecker Bürgermeisters. Da gehörte er bereits zum Beraterkreis um Prinz Frederik VI., der ebenfalls ein Anhänger der Aufklärung war. Frederik ergriff 1784 die Macht und regierte als Kronprinzregent im Namen seines geisteskranken Vaters. Eine Reihe liberaler Reformen gehen auf ihn zurück. 1808 wurde er als Friedrich VI. zum König gekrönt. Von 1808 bis zu seinem Tod 1839 war er König von Dänemark sowie zwischen 1808 und 1814 auch von Norwegen; 1815 wurde er zudem Herzog von Lauenburg, das nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses als Ausgleich für den Verlust Norwegens mit Dänemark verbunden wurde.

Frederik verlieh Schmidt-Phiseldek den Rittertitel 1812 und machte ihn damit zu einem Mitglied des Danebrogordens,¹⁴ einem dänischen Verdienstorden, der an treue Diener des dänischen Staates für zivile und militärische Dienste, für besondere Verdienste in der Kunst, den Wissenschaften oder dem Wirtschaftsleben oder für sonstige Verdienste um dänische Interessen, verliehen wurde.

Seine Schriften zur Lage und Zukunft Europas gingen über rein dänische Interessen freilich weit hinaus. So schrieb der deutsche Schriftsteller und Historiker Rolf Hellmut Foerster in den 1960er Jahren über Schmidt-Phiseldek, er sei „einer der ersten deutschsprachigen Autoren, die in realen weltpolitischen Zusammenhängen dachten. Nordamerika bedeutet ihm eine ungeheure Herausforderung für die Alte Welt, der man nur durch die Bildung eines »Europäischen Bundes« begegnen kann. Weder die Friedenssehnsucht noch die christliche Ethik oder die aufklärerische Vernunft, sondern in erster Linie wirtschaftliche und finanzielle Erwägungen bringen ihn zu seinem Postulat.“¹⁵

Schmidt-Phiseldeks sozioökonomische Argumentation in Bezug auf Europas Zukunft war gepaart mit einer Differenzierung zwischen dem geographischen, politischen und einem idealtypischen Europa, das seines Erachtens mehr als nur die Summe nationaler Geschichtsschreibungen enthalten muss. Zwar war Europa bei ihm weiterhin ein monarchisch geprägter Föderativstaat, der auf Grund der Konkurrenz zu Amerika gezwungen sei, sich als Gesamtstaat zu organisieren, doch in erster Linie ging es ihm um den inneren Frieden zwischen den Fürsten und dem Volk, sodann um den Verzicht der europäischen Staaten auf Krieg als Basis einer gesamteuropäischen Lösung:

„Schmidt-Phiseldeks gesamtes politisches Denken war dadurch geprägt, dass er die Ordnung der europäischen Völker und darüber hinaus der Welt insgesamt durch ihre Fundierung auf rechtliche Prinzipien sichern wollte. Hier

13 Heinz Gollwitzer (1951): *Europabild und Europagedanke*. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. München, hier S. 242.

14 Vgl. Winfried Schulze, Gerd Helm (2007): *Conrad Georg Friedrich Elias von Schmidt-Phiseldek (1770-1832)*. In: Heinz Duchhardt et alii (Hg.): *Europa-Historiker. Ein biographisches Handbuch*. Band 1. Göttingen, S. 107-128.

15 Rolf Hellmut Foerster, a.a.O., S. 179. Vgl., Schmidt-Phiseldek (1821): *Der europäische Bund*. Kopenhagen, S. 46, wo er die „Gleichheit der Interessen und der politischen Rücksichten“ Amerikas betont.

folgt er den Kantischen Kategorien, denen er sich – seit er sie rezipierte – immer verpflichtet fühlte. Die Weltpolitik benötigte seiner Meinung nach die regulierende Kraft verbindlicher Gesetze, während das Interesse der Staaten an einem freien Handel eine neue Form der Weltgesellschaft ermögliche. Seine Vorstellung einer föderal-staatlichen Ordnung Europas sollte das Muster für die Ordnung der Weltgesellschaft bilden. Schmidt-Phiseldeks Europakonzep- tion verband die Erfahrungen der napoleonischen Zwangseinigung Europas mit den wirtschaftstheoretischen Ansätzen eines freien Welthandels und den institutionellen Rahmenbedingungen des Völkerrechts.“¹⁶

Dem Europa-Buch aus dem Jahr 1821 steht ein Motto voran, das aus Schillers Don Carlos übernommen wurde:

„Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif; ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.“¹⁷

Denn das europäische Bewusstsein war, und das hat Schmidt-Phiseldek äußerst scharf gesehen, stark eingespannt zwischen einen geistigen Monolith namens Nation und die Idee universalistischer Glasperlenspiele wie in Kants in »welt- bürgerlicher Absicht« verfasstem Friedensprogramm von 1795. Wo immer die europäische Idee der Einigung umgesetzt werden soll, so Schmidt-Phiseldek, da müsse „zuvörderst gemeinschaftlicher Verkehr, und, durch diesen, Aehnlichkeit der Verhältnisse, der öffentlichen Einrichtungen und der Sitten, zuwege gebracht seyn“.¹⁸ Und soll diese Einigung Gesetzescharakter erlangen, dann „muß auch statt finden die Gleichheit der Rechte ... Es wäre demnach ferner von allen, den gesellschaftlich freien Verein beschließenden, Staten aufzugeben das positiv bestehende Recht jedes Einzelnen.“¹⁹

Schmidt-Phiseldek dachte, nachdem die napoleonischen Kriege vorüber wa- ren, den europäischen Bund als Garanten eines neuen Rechtszustandes zwischen den Gliedern desselben. Zu diesem Zwecke sah er zugleich die Einrichtung eines europäischen Bundesgerichts als unerlässlich an. Bedingung sei ein „festbestehender Rechtszustand“ sowie eine „Berathung über das Gemeinwohl ... in ihren Rechten gleicher Staten.“²⁰ In der europäischen Bundesversammlung erblickte Schmidt-Phiseldek eine Institution zur Friedenswahrung und Rechtsüberwa- chung. Damit entwarf er ein Bild von der Zukunft Europas in der Hoffnung, dass diesem Bilde „dereinst eine lebendige Gegenwart wenigstens in den Hauptzügen entsprechen werde.“²¹

Es ging ihm um „ein besseres und dauerhafteres Gebäude der bürgerlichen Ordnung“ sowie allgemein um „bessere Zustände“²² resp. die „Idee eines bes- seren Seyns“²³ in Europa, für das die menschliche Vernunft zu sorgen habe. Gleichwohl war ihm bewusst, dass dies „ein gewagtes Unternehmen“²⁴ sei. Doch

16 Winfried Schulze, Gerd Helm, a.a.O., S. 123.

17 Conrad Friedrich von Schmidt-Phiseldek, Bund.

18 Bund, S. 44.

19 Ebd., S. 86.

20 Ebd., S. 285f.

21 Ebd., S. 312.

22 Bund, S. VI.

23 Ebd., S. X.

24 Ebd., S. V.

mit dem Wiener Kongress habe „zum erstenmale ... ein Statsvertrag die Absicht“ verkündet, „für ganz Europa Verfügung zu treffen.“²⁵

Die Schlussakte vom 9. Juni 1815 hebt den Zweck hervor, „pour y ajouter les arrangements rendus nécessaires par l'état, dans lequel l'Europe étoit restée à la suite de dernière guerre.“²⁶ Dieses Ziel sei aber erst erreicht, wenn ein Friedensbruch nicht mehr „den Krieg, sondern Urtheil und Erecution zur Folge“²⁷ habe.

Schmidt-Phiseldek versucht, dieses Ziel mit der „Idee einer Föderalvereinigung der Europäischen Völkerschaften“²⁸ zu verbinden, um die Konstituierung „als Ein Volk nach gemeinschaftlichen Formen der Regierung“²⁹ voranzubringen. Immerhin gäbe es hier Grund zur Hoffnung, da auf dem Gebiet des christlichen Europas bereits jetzt, zu Beginn der 1820er Jahre, „Gleichheiten im ... politischen und bürgerlichen Leben“ sowie „Vorzeichen einer künftigen höheren Einigung“³⁰ auszumachen wären. Das Christentum sei ferner ein Indiz für die „Annäherung zur Gleichheit des geistigen Culturstandes von Europa.“³¹ Zudem gäbe es „Familienähnlichkeiten der Europäischen Völkerstämme“ und auch ein „gemeinschaftliches Interesse.“³² Es gelte nun, die Idee der Menschheit stückweise durch eine europäische Lösung herzustellen.³³ Ich komme auf diese Forderung noch eindringlicher zu sprechen.

Trotz alledem: In die Volksseele drang der Europagedanke auch in der Folgezeit nur selten. Stärker durchzusetzen vermochten sich Überlegungen wie die des Jenaer Philosophieprofessors und Förderers der Burschenschaft Heinrich Luden (1780-1847), der in seiner Schrift aus dem Jahre 1814 *Das Vaterland oder Volk und Staat* schrieb: „Einmal könnte man die Bürger eines fremden Volkstums über die Naturmarken unseres Staates entfernen und auf diese Weise unseren Staat reinigen; zweitens könnte man versuchen ... die Eigentümlichkeit der fremden Bürger in unserer Eigentümlichkeit aufzulösen.“³⁴

Dieser auf Ausgrenzung oder bloße Assimilation angelegte, doch nicht minder *europäische* Diskurs sowie der *volkhafte Liberalismus* Ludens blieben in Europa bis weit in das 20. Jahrhundert hinein latent vorhanden. Das Wiederaufflammen des Europagedankens nach der Niederlage Napoleons und der Widerwille vieler, Frankreich als Schiedsrichter Europas zu inthronisieren, war jedoch nur folgerichtig, als auf dem Wiener Kongress nichts weniger als die Neuordnung des *Tableau de l'Europe* (Hardenberg) auf dem Plan stand. Dies galt auch für das alte Deutsche Reich mit seinen fast 300 Reichsständen vor 1803, von denen nach 1815 nur noch 41 Flächen- und Stadtstaaten im Deutschen Bund, unter ihnen das Königreich Preußen und das Kaiserreich der Habsburger, übrig bleiben sollten, oh-

25 Ebd., S. 38.

26 Zitiert nach ebd.

27 Ebd., S. 40.

28 Ebd., S. 41.

29 Ebd., S. 42.

30 Ebd., S. 48.

31 Ebd., S. 50.

32 Ebd., S. 66.

33 Ebd., S. 68.

34 Heinrich Luden (1814): *Das Vaterland oder Volk und Staat*, zitiert nach Karl Schlögel (2006): *Planet der Nomaden*. Berlin, S. 65.